

Liebe Leserinnen und Leser,

es gibt unmögliche Berufe, wie wir spätestens seit Freud wissen – Berufe, »in denen man des ungenügenden Erfolgs von vornherein sicher sein kann« (Freud, 1937c). Es gibt aber auch unmögliche Themen, über die sich dasselbe sagen lässt – Themen, an denen man nur scheitern kann, für die es keine Lösung gibt, von welcher Seite auch immer man sie angeht. Ein solches Thema ist die Frage des Genderns.

Wir haben uns entschlossen, uns dazu zu äußern. Mittlerweile ist es Jahrzehnte her, seit in Texten zum ersten Mal das Binnen-I verwendet wurde. Es folgten der Gender_Gap, das Gender*sternchen, der Doppel:punkt, das Tréma. Gleichzeitig sind unzählige Regelwerke zum Gebrauch einer inklusiven Sprache entstanden. Der »Leitfaden zum geschlechtergerechten Formulieren im Deutschen« der Schweizerischen Bundeskanzlei umfasst stolze 192 Seiten. Die Bemühungen um geschlechtergerechtes Formulieren und auch die Veränderung der deutschen Sprache sind nicht zu übersehen. Die Blaue gendert immer noch nicht. Warum? Haben wir was nicht mitgekriegt? Oder sind wir hoffnungslos konservativ, dem Patriarchalismus verfallen, in Anbetung der Binarität versunken und hetero sowieso? Seit Gründung der Zeitschrift fast immer nur Frauen als Herausgeberinnen – Heimchen am Herd, die das Bedürfnis haben, das Stricken gegen ein anderes harmloses Hobby auszutauschen? Bisschen Texte sammeln, bisschen lesen, bisschen diskutieren, bisschen korrigieren, bisschen publizieren?

Es gibt viele gute Gründe, zu gendern. Es ist richtig, dass Sprache Wirklichkeit schafft, denn sie gestaltet unsere Vorstellungswelt, und Wirklichkeit beginnt mit Vorstellungen. Solche Überlegungen zwingen uns zu der Erkenntnis, dass das generische Maskulinum als geschlechtsfreie Kategorie des Deutschen zwar per definitionem keine Aussage über das Geschlecht trifft, durch das Zusammenfallen mit der männlichen Form aber keineswegs so neutral ist, wie wir noch bis vor relativ kurzer Zeit zu denken gewohnt waren. Konkret: Wir wissen zwar, dass eine Wendung wie »Der Patient und sein Analytiker« nicht nur Männer meint, sondern alle Menschen in ihrer Buntheit, aber er erzeugt in unseren Köpfen dennoch das Bild von zwei Männern, die miteinander Analyse machen. Das generische Maskulinum, mit dem alle Geschlechter gemeint sind, tritt unweigerlich in Resonanz zu jenen inneren Bildern, in denen Männer in Erscheinung treten. Diese Tatsache hat viele Konsequenzen und birgt natürlich auch die Möglichkeit, die Sprache zur Durchsetzung von männlicher Vorherrschaft zu benutzen, und wo Missbrauch möglich ist, dort gibt es ihn. Das zeigt z.B. der Fall der Emilie Kempin-Spyri, der ersten Frau in der Schweiz, die an

der juristischen Fakultät promovierte, jedoch kein Anwaltspatent bekam, weil sie kein »Aktivbürgerrecht«, d. h. kein Wahlrecht besaß. Ihr Argument, mit dem sie versuchte, das Aktivbürgerrecht vor Gericht einzuklagen – nämlich dass es sich bei dem Begriff »Schweizer« in der schweizerischen Verfassung um das generische Maskulinum handle, was bedeute, dass Frauen selbstverständlich mitgemeint seien –, wurde zurückgewiesen und die Klage scheiterte.¹ (Übrigens ein schönes Beispiel dafür, was dabei herauskommt, wenn jemand »mitgemeint« sein soll.)

Ironischerweise hatte gerade diese diskriminierende Position die Notwendigkeit des Genderns zur Folge, denn nun war klar, dass das weibliche Geschlecht angezeigt werden müsse, wenn auch Frauen gemeint waren. Man könnte sagen, die Debatte sei früh missglückt, besser: erfolgreich korrumpiert worden, und die Folgen seien heute noch spürbar.

Das Unbehagen der Herausgeberinnen der »Blauen« entsteht jedoch nicht an dem Punkt, an dem es darum geht, Geschlechter immer wieder sprachlich sichtbar zu machen. Es geht um etwas anderes: Ziel des Genderns wie jeder anderen Maßnahme zur Durchsetzung der Geschlechtergerechtigkeit ist es, Unterwerfung zu beenden, Disziplinierung zu bekämpfen, Hierarchisierung zu unterlaufen, Gehorsam zu verweigern, Fügsamkeit zu hinterfragen, der Manipulation zu widerstehen, Entfremdung hintanzuhalten, Subjektivität zu ermöglichen. Eine weitverbreitete Ansicht lautet, ein Beitrag zur Erreichung dieses Ziels liege im Gendern der Sprache.

Wir teilen das Ziel, aber wir teilen die Sicht auf seine Erreichung nicht.

Gendern verändert nicht nur einzelne Worte, es verändert die Sprache in weiten Teilen. Durch die Schwierigkeit, dem Leser/der Leserin, dem*der Leser*in, dem/der Lesenden oder den LeserInnen gerecht zu werden, besteht z. B. die Neigung, vermehrt das Partizip I zu verwenden (»Arbeitender«, »Studierender« ...). Das Partizip I zeigt jedoch nicht die allgemeine Funktion einer Person an (»Arbeiterin«, »Studentin«), sondern bezeichnet eine Person, die aktuell gerade eine Tätigkeit ausführt (»der Arbeitende«, »die Studierende«). »Arbeitende« hätten, wenn ihre Tätigkeit als allgemeine Bezeichnung gemeint ist, genau genommen niemals eine Pause – sie arbeiten Tag und Nacht (Wunschtraum jedes Unternehmers!). Man könnte natürlich argumentieren, dass es sich lohnt, diese Differenzierung aufzugeben, um ein Stück Geschlechtergerechtigkeit zu verwirklichen und dafür nicht mehr unterscheiden zu können, ob jemand nur im Augenblick etwas tut oder ob seine Tätigkeit *pars pro toto* für ihn steht. Der Kontext gibt ja meistens trotzdem ganz gut Auskunft über das Gemeinte. Es bleibt aber nicht nur bei dieser Veränderung. Es besteht auch die Tendenz, den Plural zu verwenden, weil viele Worte, wenn sie gebeugt werden,

1 https://de.wikipedia.org/wiki/Emilie_Kempin-Spyri; 11.7.2021.

sich im Plural unkompliziert gendern lassen (»den Leser_innen« und »die Patient_innen« statt »dem_der Leser_in« im Dativ oder »den_die Patienten_Patientin« im Akkusativ). Die Folge ist, dass der Text die Intimität der Zweierbeziehung einbüßt. Wiederum: Das fällt nicht immer ins Gewicht, aber es entfaltet eine subtile Wirkung. Auch unpersönliche Termini (Arbeitskräfte, Publikum) und Passivkonstruktionen mehren sich, weil sie uns helfen, die Schwierigkeit des Genderns überhaupt zu umgehen. Die Sprache verliert solcherart sukzessive an Ausdruckskraft, Sinnlichkeit und Intimität.

Abgesehen davon, dass man sich fragen könnte, warum man sich für eine Veränderung entscheiden soll, die so viel Mühe macht, dass man sie nach Möglichkeit umgeht (gerade vor dem Hintergrund der an Mühsal so reichen Geschichte der Frauen), und abgesehen davon, dass man fragen könnte, warum das Geschlecht auch dort in den Vordergrund gerückt werden soll, wo es nicht relevant ist – Sprache nimmt Einfluss auf unser Selbstverhältnis. Das ist die erste und wichtigste Folge ihrer Existenz. Die Veränderung unseres Selbstverhältnisses durch die Veränderung der Sprache ermöglicht individuelle und historische Entwicklung, ermöglicht den Wandel der Subjekte und der Subjektivität durch die Geschichte hindurch – ermöglicht es uns, überhaupt eine Geschichte zu haben. Genau das ist es ja auch, was durch das Gendern erreicht werden soll: die Veränderung der Bilder im Kopf, die Veränderung der Subjekte, die Veränderung der Geschichte und damit der Gegenwart und der Zukunft. Das ist das Ziel jeder politischen Bewegung.

Dieses Ziel durch Aufklärung und Aktionen zu erreichen, ist eines. Es durch die Veränderung der Sprache zu erreichen, ist ein anderes. Da Sprache auf unser Selbstverhältnis wirkt, d. h. einen direkten Einfluss auf unser Triebleben und auf die Nahtstelle zwischen Bewusstem und Unbewusstem hat, ist es sehr schwierig, sich gegen ihren unbewussten Einfluss zur Wehr zu setzen. Diktatoren wissen das – nicht umsonst erlassen sie stets Sprachregelungen. Die Veränderung der Sprache greift in einen intimen, höchstpersönlichen Bereich ein. Das ist auch der Grund dafür, warum bewusste, gesteuerte Veränderungen der Sprache, die ja immer eine Machtposition zur Voraussetzung haben, zuverlässig von ausgedehnten und sehr emotional geführten Diskussionen begleitet werden. Über Sprache zu streiten, bedeutet nicht, einen Nebenschauplatz zu bespielen oder eine »Verschiebung auf ein Kleinstes« vorzunehmen. Über Sprache wird nicht gestritten, weil sie so unwichtig, sondern weil sie so wichtig ist.

Die Veränderung von Sprache hat also weitreichende Konsequenzen, die immer über die bewusst intendierten Veränderungen und ihre bewusst intendierten Folgen hinausgehen – weil die Sprache, die ja nach Lacan die gleiche Struktur habe wie das Unbewusste, auf andere Weise in dasselbe hineinwirkt als die äußere Realität. Es ist ein Unterschied, ob eine Veränderung an der äußeren oder an der inneren Realität ansetzt. Verändert sich die Sprache von selbst, folgt

sie damit der Entwicklung eines Kollektivs, dessen Mehrheit sich unbewusst auf diese Veränderung geeinigt hat. Verändert sie sich aufgrund eines äußeren oder inneren Zwanges, z. B. aufgrund von Vorgaben oder unter moralischem Druck, muss dies, da die Sprache auf das Selbstverhältnis der Sprecher wirkt, mit einem Stück Selbstentfremdung der Sprecher einhergehen.

Man kann zu dieser Selbstentfremdung verschiedene Positionen einnehmen. Natürlich ist sie ein Teil des Menschseins, natürlich kann sie nie ganz vermieden werden. Aber ist nicht dies das Anliegen der feministischen und auch der queeren Bewegung: dass der Zwang zur Selbstentfremdung aufhören soll? Und: Dient eine Sprache, die zunehmend auf Sinnlichkeit, auf Intimität verzichtet und in deren Passivkonstruktionen die Subjekte verschwinden, wirklich dem Selbstaussdruck, der Individualität und der Freiheit ihrer Sprecher?

Dieser Kommentar ist eine zwar reflektierte, aber bewusst subjektiv gehaltene Begründung unseres Umgangs mit geschlechtergerechter Sprache und will nichts anderes sein. Die Herausgeberinnen nehmen sich das Recht heraus, sich einem steuernden Eingriff in ihr höchstpersönlich empfundenen, sprachlich strukturiertes Denken, Sprechen und Schreiben zu verweigern und wollen auch für ihre Leser das, was sie für sich selbst wollen. Sie bauen auf das generische Maskulinum, weil dies erstens jene grammatikalische Form ist, die keine Aussage über das Geschlecht trifft, und weil zweitens ihrer Meinung nach keine bessere Lösung vorhanden ist. Sie befinden sich damit in guter Gesellschaft, beispielsweise mit der linksliberalen österreichischen Wochenzeitung *Falter* oder dem englischen *Guardian*, und sind weit davon entfernt, irgendein Geschlecht »mitzumeinen« – was nämlich bedeuten würde, das generische Maskulinum in seiner Funktion gründlich misszuverstehen. Die Herausgeberinnen nehmen sich außerdem das Recht heraus, die weibliche Form zu benutzen, auch wenn kein Einzelindividuum gemeint ist, sondern Höflichkeit, Sensibilität oder individueller Geschmack dies wünschenswert erscheinen lassen. Im Sinne dieser Haltung lehnen sie die habituelle Verwendung von Markierungen wie Binnen-I, Gender-Gap, Gendersternchen usw. ab, versuchen unter dieser Prämisse aber gleichzeitig, ihren Autoren – gemäß der Tradition der »Blauen« – weitgehende Freiheiten bei der Gestaltung ihrer Texte einzuräumen. In diesem Sinne werden Sie, liebe Leserinnen und Leser, in diesem Heft Artikel vorfinden, deren Autoren weibliche und männliche Formen auf ihre eigene Art verwenden – so, wie es ihnen richtig scheint.

Damit kommen wir nun endlich zu den Inhalten dieses Heftes:

Den Auftakt macht *Glen O. Gabbard* mit einer Arbeit, die einen der Hauptvorträge des IPA-Kongresses 2021 bildet. Er sieht den Einfluss des »Infantilen« – Thema dieses Kongresses, der vom Team in Vancouver organisiert wurde, jedoch online stattfindet – bei der Schwierigkeit der Beendigung von Analysen am Werk. Ein Freud-Zitat aufnehmend, erinnert er uns mit *Die »Drachen*

der Urzeit«. Die Beendigung der Analyse und die Beharrlichkeit des Infantilen daran, dass unsere infantilen Ängste stets lebendig bleiben und sich der endgültigen Bezwingung widersetzen. Gabbard, der sich in seinem umfang- und verdienstreichen Werk sehr viel mit der Verleugnung (auch und gerade vonseiten der Analytiker!) beschäftigt hat, macht die Verleugnung auch hier zu einem der Knotenpunkte seiner Arbeit. Ebenso thematisiert er die Macht des Abhängigkeitskonflikts von Patienten- wie Analytikerseite aus und führt uns so zu einer Erkenntnis, die sich auch in einem der Mottos unseres »Gedankensplitters« findet und die es für jede Analyse jeweils auf ihre eigene Art aufs Neue zu erarbeiten gilt: »the patient is somebody else«.

In einen ganz anderen Rahmen stellt *Bernardo Tanis*, ebenfalls einer der Hauptvortragenden des IPA-Kongresses, *Das Infantile: seine vielfältigen Dimensionen*, wiewohl auch hier die Zeitlichkeit eine zentrale Rolle spielt. Er versteht das Infantile als zutiefst im Subjektiven verankerte, sinnlich-kreative Quelle, die gleichzeitig eine Matrix abgibt für die Verschmelzung und Durchdringung des je einzigartigen Individuums mit der es umgebenden Kultur. Das Ziel der Verdrängung bildend, kehrt das Infantile in der Gegenwart als »unbewusster, unkontrollierbarer Kreuzungsbereich eines jeden analytischen Prozesses, der unweigerlich durchquert werden muss« und – in der klinischen Arbeit – in der Übertragung wieder, die auf diese Weise ein »zentrale[s] Element des triebhaften Magmas im Unbewussten« wird (S. 169). Im Widerspruch zu einer Tendenz, das Infantile als Element der Entwicklungspsychologie oder »positivistisches Überbleibsel« misszuverstehen, arbeitet Tanis es als Grundlage für die Entfaltung der Subjektivität auch in der (individual-)historischen Dimension heraus mit der Fähigkeit des Gedächtnisses, »die [lebendige, gegenwärtige] Zeit aus der Geschichte wiederzugewinnen« (S. 173).

Erneut um Subjektivität geht es im folgenden, von *René Roussillon* stammenden Artikel *Primäres Trauma, Spaltung und primäre, nichtsymbolische Bindung*, der eigentlich das erste Kapitel seines Buches *Agonie, clivage et symbolisation* (1999) bildet, in dem er die Grundlagen seines Prozessmodells erläutert. Dieses entwickelte er, um verschiedene narzisstische Störungen zu verstehen, die er im Begriff »narzisstisch-identitäre Störungen« zusammenfasst. Dieser einleitende und einführende Text ermöglicht es dem Leser, sich in Roussillons Denken einzufinden und, ebenso theoretisch geleitet wie klinisch orientiert, die Genese narzisstischer Störungen nachzuvollziehen. Das Abschneiden des Subjekts von der eigenen Subjektivität und der damit einhergehende »Mangel an Sein«, der den Kern narzisstisch-identitärer Störungen darstellt, wird minutiös als Folge einer primären Traumatisierung nachgezeichnet und in all seinen Stadien der Entstehung verstehbar gemacht: von der Konstituierung des Mangels am und durch das Objekt über den Bruch des »narzisstischen Vertrags« zwischen Subjekt und Objekt, das dadurch ausgelöste Überflutetwerden mit Erre-

gung und Hilflosigkeit und das überwältigende Erleben existenzieller Scham und Schuld bis zur darauffolgenden Ichspaltung mit dem Zerreißen der Persönlichkeit in einen repräsentierten und einen nicht repräsentierten Teil, der Deprievierung der Objektbeziehungen und der damit einhergehenden Deformation der Subjektivität. Die spezifischen Formen der Übertragung, die sich aus dieser Konstellation ergeben, werden in diesem überaus reichen Text ebenso erarbeitet wie das Zusammenspiel repräsentierter/verdrängter und nicht repräsentierbarer Erfahrungen, die einander überdecken und daher geeignet sind, das psychische Geschehen zu verschleiern.

Im nachfolgenden, schon zuvor erwähnten »Gedankensplitter« stellt *Hans-Rudolf Schneider* die Frage, was *Die Subjektivität bei Roussillon* eigentlich ist. Er grenzt ihren psychoanalytischen Gehalt von umgangssprachlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Bedeutungen, aber auch von gewissen psychoanalytischen Lesarten ab und erörtert sie als Prozess der subjektiven Aneignung, wie er in ähnlicher Weise auch von Winnicott skizziert wurde, auf den Roussillon sich explizit bezieht. Indem Schneider auch verschiedene andere Konzepte dieses Analytikers aufgreift wie das *objet pliable* und *malléable*, gelingt ihm geradezu eine kleine Einführung in das Denken Roussillons.

Verdienstvolle Arbeit an den metapsychologischen, aber auch klinischen Grundlagen unserer Disziplin leistet *Daniel Bischof* mit seiner Arbeit *Die freie Assoziation – Spielball zwischen interrogativer und phobischer Position*. Anhand einer besonders geeigneten Fallvignette gelingt es ihm unter Rückgriff auf Freuds *Entwurf* und André Greens Konzept der phobischen Position, den psychischen Voraussetzungen der freien Assoziation nachzugehen und ihre Funktion im Rahmen der Behandlung ebenso wie die Widerstände gegen sie zu erörtern. Seine Überlegungen zur (Un-)Fähigkeit, die Unsicherheit des Fragens zu ertragen, zum Umschlagen psychischer Inhalte in körperliche Abfuhrvorgänge (André Greens *débordement*) und zu einer der freien Assoziation adäquaten Verfasstheit des Analytikers veranlassen ihn schließlich, für die Rückbesinnung auf die freie Assoziation zu plädieren und eine Lanze für ihren klinischen Nutzen zu brechen, auch wenn – und gerade weil! – sie es uns abverlangt, uns ganz auf den Patienten ein- und unsere eigenen Vorlieben zurückzustellen zugunsten der Erkenntnis von zuvor: »the patient is somebody else«.

Gleich in doppelter Ausführung liegt Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, die »Haut auf der Milch« vor, auch wenn beide Essays dasselbe Motiv behandeln: Geradezu »barbarisch toll« (S. 247) ist die kleine Skizze *Der Analytiker und die Barbaren* von *Paulo Sérgio de Souza Jr.* aus São Paulo. Der Linguist führt uns in seinem leichtfüßigen Text in die Welt der antiken Griechen ein, um der Herkunft und den vielfältigen Nuancen des Begriffs »Barbar« nachzugehen und schließlich auch die Tendenz von uns Psychoanalytikern aufs Korn zu nehmen, uns der Irritation zu entledigen, die das Fremde und das Unverständliche in uns

hervorrufen – nämlich indem wir voller Ehefurcht davor kapitulieren und es wie im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern zum Fetisch machen.

Auch Roger-Pol Droit hat sich in einem Text, der eigentlich eine Hommage an André Green ist, intensiv mit der Genealogie des Barbaren beschäftigt. Er nimmt sich der Bedeutung dieses Wortes noch detaillierter an und erhellt sein Geheimnis als das eines »ungleichen Gleichen«, einer »zerrissenen oder aus dem Gleichgewicht geratenen Identität«, die den Barbaren ausmacht (S. 254) und mit der die Griechen sich auseinanderzusetzen beschlossen – eine, wie Droit sagt, »historische und kulturelle Einzigartigkeit« (S. 255). Deren Anliegen könnte, in die heutige Zeit übersetzt, darin bestehen, »Rationalität und lebendige Sprache [...] miteinander zu verbinden, sogar dann, wenn Zivilisation und Kultur sich als mögliche Vektoren von Zerstörung und Tod erweisen« (S. 257).

Zwei Rezensionen – eine davon eigentlich eher schon ein Buchessay – über zwei von *Cordelia Schmidt-Helleraus* Werken führen uns zurück ins Zentrum der Psychoanalyse: einmal mitten hinein in die zweite Triebtheorie, mit der die Autorin sich in *Driven to Survive* auseinandergesetzt hat, worüber *Andreas Mittermayr* uns lebendig und detailliert Auskunft gibt, und einmal in eine Analyse, von welcher *Rousseaus Traum* handelt, ein Roman, den *Sebastian Baryli* gelesen hat.

Wien, im Juli 2021

Sabine Schlüter